

Kaan sieht mich vorwurfsvoll an. »Was passiert ist? Nazis sagen, was sie denken, weil man das jetzt wieder überall sagen kann. Das ist passiert«, sagt er. »Glaubst du etwa, ich kenne den oder ich hab irgendetwas gemacht und deshalb gibt es jetzt Ärger?«

»Nee, Ilvy, echt nicht. Dazu braucht es keinen Grund«, springt Andy ihm bei. »Ich sag nur: Mehr als 22 300 rechte Straftaten im Jahr. Da ist doch nicht immer irgendetwas vorher passiert. Scheiße ist da passiert. Aber im Kopf, Mann.« Kopfschüttelnd ext Andy sein Bier.

Der Stiernacken wird immer unruhiger.

Kaans Blick wandert zu den Nazi-Idioten. Der Stiernacken hat leere, blanke Augen. Ich kann nicht begreifen, wo so viel Hass herkommt. Ein paar Leute gucken zu uns herüber, versuchen einzuschätzen, ob es jetzt Stress gibt. Andere weichen absichtlich aus, sehen weg, machen einen Bogen um uns.

Kaan steht da wie verwundet, durch diese Unmenge stumpfe Verachtung, die ihm da entgegenwogt. Mit Narbengewebe. Unsichtbar und tief. »Die haben ihren Grund, sobald sie mich sehen. Das kenne ich schon.«

Das hat der Stiernacken gehört. »Allerdings. Wir sehen dich«, spuckt er aus. »Überall seh ich solche wie dich. Nirgends ist man unter sich.«

Rissige, geballte Fäuste.

Da zeichnet sich so etwas wie ein Lächeln auf Kaans Gesicht ab. »Die Welt ist eben bunt, wenn du damit nicht klarkommst, bleib lieber zu Hause im Bett. Geh dich vergraben oder so. Wir sind viele. Und wir werden immer mehr.«

Der Fascho grunzt wütend.

»Was hat dich so provoziert?«, fragt ihn eine feste Stimme. Direkt neben mir. Kaja hat sich ganz dicht vor ihn gestellt. Ihr rotes Top leuchtet im Dunkeln. Kaja als lebendiges Warnsignal, distanzlos und angespannt bis in die Zehen.

»Dass der überhaupt hier ist, ist schon 'ne Provokation«, meint der Stiernacken und deutet auf Kaan.

Kaja überlegt nicht lange. »Verstehe«, sagt sie nur und ich kann sehen, wie eine Idee zusammen mit einem abfälligen Grinsen über ihr Gesicht wandert.

»Hast du das Schild am Eingang gesehen?«, fragt sie. »Nicht? Aber lesen kannst du doch wohl, oder, du dumme Klischee-Glatze?«

Mit dem letzten Wort hebt sie erst ihre Augenbrauen, dann beide Arme. Hoch in die Luft. In jeder Hand eine Bierflasche, kreist Kaja die Arme wie Rotorblätter. Rundherum. Sie legt den Kopf in den Nacken, kneift die Augen zusammen und lässt die Flaschen von hoch oben mit viel Schwung auf den Boden krachen. Wirft sich dabei selbst in Richtung des Stehtisches neben ihr, mit dem Ellenbogen zuerst, räumt den Tisch mitsamt allen Gläsern und Flaschen ab, die da stehen. Ein roter Blitz. Ein spitzer

Schrei. Aus voller Kehle. Kaja landet am Boden inmitten der Scherben und hört nicht auf zu schreien, bis die Security-Männer bei ihr angekommen sind.

Der Stiernacken ist vor Schreck zurückgewichen. Noch unfähig zu begreifen, was da gerade geschehen ist. Er starrt Kaja entgeistert an, während die Männer mit den Schutzwesten ihn belagern.

»Hat er dich stark verletzt?«, fragt einer der Securitys. »Brauchst du einen Krankenwagen?« Er schaut besorgt zu Kaja, die mit Tränen in den Augen den Kopf schüttelt und sich den blutenden Ellenbogen hält.

Der Stiernacken hat jetzt richtig Bock auf Stress.

»Die Schlampe. Die hat nur so getan«, sagt er und schubst den einen Security von sich weg. »Die will Stress, die linksversifft die Schlampe.«

Er will zu Kaja und sie umklatschen. Ein Kampfhund mit Sabber vorm Maul. Aber geschubst werden mag der Security gar nicht gern. Das mag er noch weniger als verprügelte Frauen in seinem Laden. Terminator-Style rammt er den Stiernacken in Richtung Wand. Ich strecke Kaja die Hand entgegen, helfe ihr vom Boden auf und ziehe sie zu mir herüber. Der andere Security hat die Finger schon auf den Tasten und ruft die Bullen. Der Stiernacken brüllt irgendetwas Unverständliches, wird aber von seinen zwei Knechten zurückgehalten. Schadensminimierung: Dazu sind die zwei da.

Der eine Security hält den Stiernacken auf Abstand. Eine Armeslänge. Der andere betet runter, was Kaja auf dem Schild gelesen hat. Verhaltenskodex, Hausordnung, solche Sachen: *»Die Veranstalter behalten sich vor, von ihrem Hausrecht Gebrauch zu machen und Personen, die durch sexistische, rassistische, nationalistische, antisemitische oder sonstige menschenverachtende Äußerungen in Erscheinung getreten sind, den Zutritt zum Club zu verweigern oder sie von Veranstaltungen auszuschließen.«*

Der Bass übertönt die Diskussion, die an der Wand losbricht. Die Stimmfrequenz bleibt eindeutig im Alarmbereich, aber man kann den Dreck nicht mehr Wort für Wort verstehen, den der Stiernacken von sich gibt. Ein dritter Security kommt vom Eingang dazu, die Frau von der Kasse, dann noch zwei Barkeeper. Und damit wird es ruhiger an der Wand. Die Ruhe der eindeutigen Überlegenheit.

Wie bei einem Unfall schauen wir wortlos zu, wie die Faschos endlich durch die Tür geschoben werden. Die Leute im Club erobern sich den Raum zurück. Strömen tanzend und trinkend auf die frei gewordene Fläche. Das Knirschen der Scherben unter ihren Füßen geht unter im Wummern der Bässe.

Kaja klopft sich Glasscherben und Staub von der Jeans-Shorts. Kaan sieht sie irritiert an. »Was sollte diese Psycho-Nummer?«, fragt er. Augenbrauen hochgezogen bis zum Haaransatz.

»Hättest du das lieber allein geregelt?«, gibt Kaja die Frage zurück.

»Nee. Am liebsten würde ich so eine rassistische Kackscheiße gar nicht regeln müssen. Weder allein noch mit so einer Kill-Bill-Aktion.«

»Aber ...« Kaja streckt die Hand aus nach ihm, aber nur ein wenig. Lässt sie auf der Hälfte des Weges wieder sinken. Vielleicht sieht es niemand außer mir.

Andy schüttelt sich. »Wohoo. Was für 'n Film. Alles klar bei dir?«, fragt er Kaan in besorgtem Tonfall. Kaan schüttelt den Kopf. Andy redet einfach weiter: »Komm erst mal runter, Digger. Ich hol dir jetzt 'nen Schnaps zum Klarkommen und dann passt das wieder.«

Andy will den Arm um Kaans Schulter legen, aber Kaan weicht ihm aus. »Lass mal«, sagt er und sieht mit einem Mal so müde aus.

Und das ist eigentlich das Schlimmste. Dass die Nazis trotzdem für diesen Abend irgendwie gewonnen haben. Weil Kaan gehen will. Weil er einfach nicht mehr feiern will, wo er so übel angemacht wird.

Ich will nicht, dass er allein geht, höre mich selbst sagen: »Aber nimm 'n Taxi, bitte.«

Wie eine Oma klinge ich und kriege Gänsehaut dabei. Weil das so zum Heulen ist, dass ich solche Angst habe um jemanden, der auf meine Schule geht, der in meiner Straße aufgewachsen ist. Dass ich Angst habe, er könnte heute im Nachtbus Menschenhassern begegnen, die ihm von Weitem ansehen, dass er, nein, dass vielleicht sein Opa oder sonst wer aus dem Ausland gekommen ist. Und dass die deswegen und schon allein deswegen Lust hätten, ihn zu verletzen, zu verprügeln, zu vertreiben. Dass ich Angst habe um jemanden, von dem ich finde, um den sollte ich keine Angst haben müssen, außer der würde mit Augenbinde betrunken auf einem fiktiven Motorrad einen Berg runterjagen. Aber doch nicht so. Warum zur Scheißhölle muss ich mir nachts um drei Sorgen machen, dass ein Mensch von anderen Menschen einfach so angegriffen wird? Nicht mal für etwas, was er tut, sondern für etwas, was er ist. Sollte ich nicht müssen. Will ich nicht, verdammt.

Meine Gedanken treten noch immer auf der Stelle, als sich Kaan in der Runde verabschiedet.

»Warte!«, sage ich.

»Worauf?«, fragt Kaan. »Kommst du mit?«

»Ähm ...«

Kaan wird so rot, dass man es sogar im Halbdunkeln sehen kann. »Das klang jetzt so ... Also, das meinte ich nicht. Ich dachte nur, du willst vielleicht auch gehen«, sucht er nach Worten.

Ich blicke zwischen ihm und Kaja hin und her. »Ich weiß nicht. Kaja will noch bleiben ...«

»Bestimmt will sie das. Aber ich muss jetzt jedenfalls hier raus«, sagt Kaan und geht los in Richtung Ausgang.

Kajas Hand greift nach meiner. Ganz vorsichtig, ohne Druck. »Ilvy?«

»Ja, Kaja?«

»Klo. Sofort bitte.«

Ich blicke Kaan nach, als ich Kaja folge.

Meine Beine sind noch immer wackelig, meine Hände zittern noch ein wenig vor Aufregung. Kaja öffnet ihre Hand im Gehen. Nur ihr Zeigefinger führt mich noch. Schritt für Schritt gehe ich hinter ihr her. Fingerspitze an Fingerspitze. So, mit Kaja verbunden, wachse ich ein Stück. Der Boden wird wieder fester. Mit Kaja zusammen bin ich immer größer als allein. Größer als ich selbst. Ich fühle, wie ich mit jedem gemeinsamen Schritt meine weichen Knie mehr und mehr unter Kontrolle bekomme.

Kaja nimmt mich mit in eine kleine Kabine und zieht die Tür hinter uns zu. Ein Dutzend Klosprüche beleben die weißen Kacheln. Aber heute kann mich auch die Edding-Lyrik nicht mehr zum Lachen bringen.

Besorgt sieht Kaja mich an. »Alles okay bei dir?«

»Geht so«, sage ich.

»Du bist so blass.«

»Kann sein.«

Kaja blickt auf ihre verletzte Hand hinunter. In ihrem Gesicht erkenne ich keine Schmerzen, sondern eine Zufriedenheit, die ich nicht richtig verstehe.

»Warum hast du das gemacht?«, will ich wissen.

»Du hast die drei doch gesehen. Mit denen konnte man nicht reden. Das waren Faschos. Die hätten Kaan fertiggemacht. Hier. Heute Nacht. Die waren zu dritt, denen hätte ich nichts tun können. Und was die mit mir gemacht hätten, wäre sicher schlimmer ausgefallen als mein Biertisch-Stunt.«

Sie streicht sich die Haare aus der Stirn und sieht zu mir hoch. »Ilvy, wenn ich nichts dagegen tue, dann frisst mich die Angst auf. Irgendetwas muss man doch tun. Ich muss was tun. Ist mir halt nichts Besseres eingefallen auf die Schnelle. Dir etwa?«

»Nee. Mir nicht. Scheißschockstarre.«

Ich bin immer zu langsam in solchen Momenten. Bin eben nicht Kaja. Kaja, die jetzt trotz allem grinst, als sie mit ihrer blutigen Hand ihre Jeans hochzieht. Hotpants mit Blutfleck an der Vorderseite.

»Hältst du mich jetzt für verrückt?«, fragt Kaja ernst. Kommt nahe an mich heran und sieht mich an, ganz geradeaus. Ganz ruhig. »Ich meine nicht die anderen. Die sind mir egal. Danach frage ich nicht. Ich will nur wissen, was du denkst.«

»Na ja, wenigstens hat es funktioniert«, sage ich. »Auf 'ne Art.«

»Ja, hat es, oder?« Kajas Grinsen wächst über ihr Gesicht. »Ich musste an Don Quijote denken. An den Kampf gegen die Windmühlen und Riesen. Und dann hat sich das einfach so angeboten. Ich finde, ich war 'ne korrekte Riesen-Windmühle oder so. Zumindest hat es geklappt und ich hab mir keinen abgebrochen dabei. Die Schrammen sind in ein paar Tagen verheilt.«

Fäuste hämmern von außen gegen die Toilettentür.

»Besetzt!«, ruft Kaja lauter als nötig.

»Ich fand's nicht verrückt«, beruhige ich sie. »Kaja-krass vielleicht. Aber nicht verrückt.«

Sie verbeugt sich vor mir, soweit das auf dem engen Raum möglich ist, und ich muss lachen. Irgendwie bin ich sogar froh, dass Kaja nicht so ängstlich und scheißebrav ist wie die meisten anderen. Wie ich. Ich bin froh, dass dies wenigstens nicht die Nacht ist, von der ich später immer sagen muss, dass unser Kumpel verprügelt wurde und keiner was gemacht hat.

Wieder klopft es und jemand tritt gegen die Tür.

»Dauert noch!«, brüllt Kaja. Verschwörerisch sieht sie mich an.

Ich schüttele den Kopf. Sie zieht ihren Gürtel ab. Ein Reisegürtel. Mit so einem kleinen Reißverschluss auf der Innenseite. Sie holt eine kleine Tüte heraus. MDMA vielleicht. Ich weiß nicht genau. Irgendetwas, was sie von mir wegkatapultiert, auf jeden Fall. Höher, höher, bunter, bunter.

»Willst du jetzt vielleicht doch was?«, fragt Kaja.

Irritiert sehe ich sie an. »Nein, Mann. Will ich nicht.« Meine Wangen werden ganz heiß auf einmal.

»War bloß ein Scherz, ich würde dir ja auch gar nix geben.«

Ich halte ihre Handgelenke fest. »Kaja, bitte ...«, würge ich hervor. Ich will nicht, dass sie jetzt etwas nimmt, will nicht, dass sie mich hier in diesem Moment alleinlässt und sich verpisst in ihre Fake-Euphorie. »Warum willst du das jetzt? Jetzt, nach allem, was gerade ...«

»Genau deshalb, Ilvy. Um den Abend nach vorn zu bringen. Ich hab's gern schön, weißt du. Stress find ich stressig. Gute Gefühle sind gut. Ganz einfach.«

»Aber das sind doch keine guten Gefühle. Das ist doch bloß Hormon-Fake.«

Kaja blickt erst auf die durchsichtige Tüte, dann auf mich.

»Alle Gefühle sind Hormon-Fake, oder etwa nicht? Immer.«

Sie macht ihre Hände los, steckt ihren kleinen Finger erst in das Tütchen und dann in ihren Mund. Danach zieht sie den Gürtel wieder durch die Schnalle und öffnet die Tür.

»Wie viel hast du noch?«, will ich wissen.